

Die Herrin von Dombrowa.

Roman von **Johannes Emmer.**

(Fortsetzung.)

9. (Nachdruck verboten.)

„Hier ist das Amtshaus," sagte jetzt das Mädchen. — Eine dunkle Masse erhob sich vor den Wanderern, kein Lichtschein fiel aus den Fensteröffnungen, kein Laut schallte heraus, finster und unheimlich lag der Bau da, vom Dunkel umgeben, mit Dunkel erfüllt.

Das Mädchen horchte eine Weile in die Nacht hinaus, man vernahm nichts, als in der Ferne das Heulen einiger Hunde. Dann wandte sie sich der Hauptthür zu, die Thorflügel waren zersplittert und hingen nur halb in den Angeln. Bei dem schwachen Scheine der Laterne schlich mehr als sie ging die Gesellschaft den gepflasterten Gang entlang, dessen Fliesen mit Schmutz bedeckt waren, und stieg dann eine Treppe empor zu dem Obergeschosse, wo die Kanzleien und die Wohnungen der Oberbeamten lagen. Holzwerk lag auf dem Vorflur, bei einzelnen Gemächern fehlten die Thüren, bei anderen standen sie offen. Die Zimmer selbst waren leer, nur Scherben der zerschmetterten Fensterscheiben lagen auf dem Boden, in den Ecken die Trümmer von Oefen; in den Wänden staken halb herausgerissene Haken, hier und da fanden sich Papierfetzen, Reste von Rohrstuhlgeflechten und Stuhlbeine — überall Spuren der Verwüstung und Plünderung. Am ärgsten war die Wohnung des Direktors mitgenommen, hier hingen die Tapeten in Fetzen von den Wänden, und zerstreute Federn verriethen, daß die Wüthenden die Betten zerschnitten hatten, ehe sie dieselben davonschleppten.

„Wohnlich ist dieses Hotel gerade nicht," bemerkte ironisch Daubrac, nachdem sie eine Anzahl Gemächer durchsucht und alle gleichmäßig verwüstet gefunden hatten. „Wenn doch nur die Fenster verschont geblieben wären!" setzte er fröstelnd hinzu.

Man stieg zu dem zweiten Geschoß empor, auch hier fand man es nicht anders. Plötzlich stieß Léon einen Freudenruf aus. „Seht da," er zeigte in ein Gemach, in welchem an drei Wandseiten entlang breite Bänke liefen, mit Leder überzogen, das allerdings hart und fettig sich anfühlte. Die Reste eines zerbrochenen Holzgitters, welches den Raum in zwei Hälften getheilt hatte, ließen errathen, daß hier ein Kassenzimmer gewesen sein mußte, und die Bänke wohl für die Wartenden bestimmt waren.



Frühlingsblumen. Nach einem Gemälde von Elise Göbeler. (S. 147)

„Hier können wir die Nacht über ruhen," bemerkte nun auch Bertrand, nachdem er den Raum gemustert hatte; „vor die Fensteröffnungen lehnen wir die Thüren, um den Nachtwind abzuhalten."

„Und die anderen Thüren verwenden wir als Decken," spottete Daubrac.

„Will der Herr hier bleiben?" fragte das Mädchen, und als Bertrand mit der Bemerkung bejahte, daß ein besseres Unterkommen wohl kaum zu finden wäre, stellte sie die Laterne auf den Boden mit den Worten: „Ich will in den Ställen nachsehen, ob ich Heu oder Stroh finde."

Sie ging und kam bald wieder zurück, in den Armen ein riesiges Bündel Heu, das sie in die Mitte des Gemaches aufschichtete, um rasch wieder fortzueilen und noch eine volle Ladung zu holen. Dann drehte sie Büschel zusammen zu einer Art Polster, und häufte lockere Bündel auf, um damit die Füße zu bedecken. So richtete sie auf den Bänken drei Lagerstätten her, zum hellen Entzücken des Barons, der diesen Einfall des Mädchens köstlich fand und seiner Bewunderung durch eine vertrauliche Umarmung Ausdruck geben wollte.

Es blieb jedoch beim Wollen, denn bei der ersten Bewegung traf ihn ein Blick, welcher ihn zurückfahren ließ. „Der Tausend, kann die wild

schauen. Brr!" murmelte er und sah erst recht verwundert das Mädchen an.

„Wo wirst Du bleiben?" fragte Bertrand. „Willst Du noch nach Hause zurückkehren?"

„Nach Hause?" entgegnete sie, ihn erstaunt anblickend. „Die Hütte Jan's ist ja abgebrannt. Ich werde unten schlafen bei der Thür; wenn mich morgen der Herr braucht, rufen Sie nur."

„Ich weiß ja nicht einmal Deinen Namen!"

„Man nennt mich Suska."

„Suska? Seltsamer Name. Du willst uns also bewachen? Nun gut; ich danke Dir. Gute Nacht."

„Gute Nacht!" Lautlos glitt sie auf den Flur hinaus, man hörte nicht einmal ihre Schritte auf der Treppe. Die Laterne hatte sie zurückgelassen, nachdem sie vorsorglich dieselbe so gerichtet hatte, daß der Schein nicht zu den Fenstern hinausfiel.

„Das Abenteuer beginnt mich zu belustigen," bemerkte der Baron; „es ist wirklich der Mühe werth, deshalb Tag und Nacht von Paris her zu fahren. Schade, daß wir keinen Koch mitnahmen, um uns ein Souper von Ratten- oder Mäusebraten zu bereiten; es würde zu diesem reizenden Raume passen."

„Versuchen wir zu schlafen; wer weiß, was der Morgen bringt," meinte Bertrand.

„Schlafen wir! Du hast Recht; ich will von den schönen Frauen träumen, die uns heute das Geleite gaben. Unsere Führerin, wie heißt sie doch, Bertrand?"

„Suska!"

„Wie komisch! Ich muß sie mir morgen bei Licht betrachten, vielleicht kann ich dem Baron telegraphiren, daß ich in seinen Kohlengruben einen Edelstein gefunden habe."

„Gute Nacht," sagte Bertrand und blies die Laterne aus, was die Beiden zu lebhaften Protesten hinriß. Indessen mußten sie sich fügen, Jeder suchte, so gut es eben ging, sich sein Lager bequem zu machen, und nach einiger Zeit stellte sich auch der Schlummer ein.

Nur Bertrand konnte den Schlaf nicht finden, jetzt in der düsteren Stille kam ihm erst recht zum Bewußtsein, in welcher Lage er sich befand. Drei Männer, die zusammen nur über einen Revolver mit sechs Schüssen verfügten — Baron Daubrac pflegte nie unbewaffnet das Haus zu verlassen — inmitten einer Bevölkerung von viertausend Seelen, die zu Allem fähig war und vor einem Morde nicht zurückschreckte; drei Männer gegenüber Tausend, die trunken von Verzweiflung und Branntwein waren; drei Männer gegenüber einer Horde von fünfhundert rasenden Weibern, die zehntausendmal schlimmer als die Männer, grimmig wie Bestien und grausam wie Teufel nicht zögern würden, mit kralligen Fingern einen Menschen in Fetzen zu reißen — Bertrand athmete schwer, wenn er dies Alles überdachte.

Die Gedanken vermengten sich mit phantastischen Traumbildern des Halbschlafes, in den der abgespannte Körper versank, seine gemarterte Seele durchlebte entsetzliche Scenen, bis er mit dumpfem Kopfe und feuchter Stirne wieder zum vollen Bewußtsein erwachte.

Die frühe Dämmerung des Frühlingsmorgens ließ die Gegend draußen in fahlgrauem Lichte erkennen, als er zu dem Fenster trat, um sich die heiße Stirn zu kühlen. Er sah in einiger Entfernung von dem Amtshause die Schachtthürme und die Magazine, dazwischen kreuzten sich die Schmalspurbahnen, weiter draußen standen niedrige Hütten, mehr Erdhaufen vergleichbar, mit fauligem Stroh gedeckt, die modrigen Höhlen, in welchen das Unheil schlummerte.

So leise er sich bewegte, so hatte er doch den Baron erweckt; nur Léon schlief fest und sorglos wie ein Kind.

„Ist's schon Tag geworden?" fragte Baron Daubrac. „Ich möchte wissen, ob unsere freundliche Fee mit den langen Zöpfen und dem komischen Namen mir auch meine gewohnte Chokolade herbeizaubern wird."

Bertrand trat zu dem Freund und setze sich auf den Rand der Bank. „Sprich leise," mahnte er mit einem Blick auf Léon, „und antworte ernsthaft."

Daubrac richtete sich ein wenig auf. „So? Ist's also ernsthaft! Nun — laß hören."

„Hast Du etwas aus Deiner Apotheke bei Dir?"

„Hm, Du meinst wohl ein Mittel für" — ein Lächeln zuckte dabei über sein Gesicht — „silbergraue Doggen, die lebensüberdrüssig sind?"

„Laß doch die Scherze! Hast Du ein Gift das rasch und schmerzlos tödtet, oder nicht?"

„Wozu brauchst Du es? Ich glaubte, Du seiest kurirt."

Bertrand beugte sich näher zu dem Ohre des Barons. „Nicht ich werde es brauchen, aber vielleicht — ihr Beide. Wenn der Tag anbricht, und mich das Glück im Stich läßt, dann entrinnen wir nicht lebend mehr dieser Falle, in der wir sitzen; und ich denke, besser als von der Meute langsam zu Tode gemartert zu werden, ist es, rasch ein Ende zu machen. Deinen Revolver werde ich zu mir nehmen — Du wirst es wohl gestatten — und wenn Du siehst, daß das Spiel sich gegen mich wendet —"

„Ich verstehe," sagte Daubrac, der jetzt auch ernst geworden war. „Mir thäte es nur um den guten Jungen da leid," er deutete auf Léon, „der noch so viel naive Freude am Leben hat."

„Sind Sie wach, Herr?" rief es leise von dem Flur her.

„Jawohl, Suska; Du kannst hereinkommen," antwortete Bertrand und trat zur Thürschwelle, um sich dem Mädchen zu zeigen.

Unbefangen trat Suska in das Gemach. Sie hatte, wie Daubrac sofort bemerkte, bereits Toilette gemacht; die Zöpfe waren glatt geflochten, der Scheitel geordnet, jeder Strohhalm und jedes Heufäserchen aus den Falten des blauen Kattunröckchens entfernt, das verschlissene schwarze Tuch, das Abends vorher lose über der Schulter gehangen, war kreuzweise über der Brust zusammen gebunden. Mit forschender Neugier musterte der Baron das Mädchen.

„Wahrhaftig, die sieht Dir ähnlich," sagte er zu Bertrand; „die Nase wie nach dem Winkelmaß, der Mund wie ein Circumflex, und die Augen wie Kohlen! Nun, Du kannst stolz sein, jetzt merkt man erst, was für ein hübscher Bursche Du eigentlich bist."

In der That zeigte der Schnitt der Gesichtszüge bei Beiden viel Aehnlichkeit; er war da wie dort scharf und ausdrucksvoll, nur schien bei Bertrand diese Schärfe durch einen sinnenden Ausdruck gemildert, während das Mädchen in seinem blassen Antlitz eine düstere und feindliche Energie zur Schau trug, die mit ihren gemessenen Bewegungen und dem weichen Tonfall ihrer Stimme in einem seltsamen Gegensatze stand.

Bertrand gab dem Freunde einen Wink, daß er schweige, und sagte zu Suska: „Setze Dich hierher, ich muß Dich Manches fragen."

Ohne sich zu zieren, setzte sich das Mädchen auf eine der Bänke. Ihre großen Augen blieben auf Bertrand gerichtet.

„Ist es wahr, daß nur wenige Leute hier Deutsch verstehen?" begann er das Verhör.

„Deutsch sprechen nicht Viele, aber die Meisten verstehen ein wenig von der Sprache."

„Glaubst Du, daß sie mich verstehen werden, wenn ich zu ihnen spreche?"

„Was will der Herr ihnen sagen?"

„Was ich sagen will? Nun, daß sie unvernünftig sind, wenn sie rebelliren, daß sie unrecht handeln und am meisten gegen sich selbst, und daß ich gekommen bin, um Ordnung und Ruhe zu schaffen, ihre Klagen anzuhören, und wenn diese Klagen gerecht sind, Abhilfe zu treffen."

„Die Leute fürchten sich," erwiederte das Mädchen nachdenklich, „daß man sie jetzt noch schlimmer behandeln werde. Sie werden guten Worten nicht glauben, und wenn man droht, werden sie noch wilder. — Das Elend ist groß, Herr," setzte sie nach einer Weile hinzu, „und Sterben vielleicht nicht so schlimm, als im Jammer zu leben."

„Du bist klug, Suska," fuhr Bertrand fort, „sage mir, was Du an meiner Stelle thun wolltest."

„Herr, Euch ist Alles fremd, was die Leute bedrückt; ich habe unter ihnen gelebt und denke anders, als Ihr es könnt. Was ich thun würde an Eurer Stelle? Ich weiß es nicht."

Bertrand kniff die Lippen zusammen und wandte sich ab; er wollte die Enttäuschung nicht zeigen, welche seine Mienen ausdrücken mußten. Suska sah nachdenklich vor sich hin.

„Ich werde die Deutschen heimlich herbeiholen," sagte sie nach längerem Schweigen, „es sind Einige dabei, welche nur gezwungen mitthaten, weil sie die Anderen fürchteten. Vielleicht wissen diese Rath."

„Ich sagte ja, Du bist klug," erwiederte Bertrand, der neue Hoffnungen zu hegen begann. „Gehe und hole die Leute, welchen Du vertrauen zu dürfen glaubst."

Suska ging, vom Fenster aus beobachtete Bertrand, wie sie raschen Schrittes dahin eilte. Daubrac behauptete, sie gleite über den Weg, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Eine bange Viertelstunde verging, jede Minute schien die Länge einer Stunde zu haben, endlich sah man einen Mann auf das Gebäude zu kommen, der bald scheue Blick auf das Haus, bald seitwärts und rückwärts warf, als fürchte er irgend eine Gefahr. Und nicht lange währte es, so konnten die Freunde von ihrer Höhe aus bemerken, daß noch andere Männer aus den Gassen des Arbeiterviertels sich hervorschlichen und die Richtung gegen das Werkhaus einschlugen.

Der Erste hatte inzwischen das Haus betreten, man hörte seinen schweren, stampfenden Schritt auf der unteren Treppe. Bertrand stieg in das erste Geschoß hinab, dem Manne entgegen, der verlegen seinen Hut zog und mit leiser Stimme grüßte. Unwillkürlich streckte Bertrand ihm seine Hand entgegen, und die schmale weiße Rechte des Pariser Salonmannes lag in der kohlengeschwärzten rauhen Hand des Steigers, der in diesem Augenblicke Bertrand als der Bote froher Hoffnung erschien.

In kurzer Zeit hatten sich auch die Anderen eingefunden, zuletzt kam Suska. Bertrand warf ihr einen dankbaren Blick zu, bemerkte aber betroffen einen Ausdruck von Unruhe und Sorge auf ihrem Gesichte, den sie früher nicht gezeigt hatte. Doch jetzt wollte er darnach nicht fragen, nothwendiger schien es ihm, sich mit den Männern zu verständigen.

Es waren im Ganzen acht, fünf waren von deutscher Geburt, die anderen drei hatten in der Armee gedient und sich etwas Bildung angeeignet, so daß auch sie als Untersteiger verwendet werden konnten. Sie hörten ruhig an, als Bertrand ihnen Zweck und Absicht seines Kommens erklärte und sie aufforderte, ihm zu helfen und die Arbeiter zu beruhigen.

Als er geendet hatte, nahm Einer, ein noch ziemlich junger Mann, aber doch schon mit vergrämten Zügen, das Wort: „Wir waren dagegen, als der Lärm losging, aber wir durften uns nicht rühren, sonst wäre es uns schlimm ergangen. Die Herren waren schon öfter gewarnt worden, sie wollten aber nicht hören, oder durften es nicht. Es war aber auch arg

in letzter Zeit. Man zog uns am Lohn ab und verlangte, was Keiner leisten konnte. Dann steht es auch schlimm in den Gruben, für die Zimmerung wurde kein Geld ausgegeben, die Maschinen hielten nicht mehr; ja, Herr, in zwei Monaten hatten wir achtzehn Todte, dreizehn davon waren Familienväter."

„Dreizehn Weiber und einundvierzig Kinder, die jetzt hungern müssen," setzte ein Anderer hinzu, „sie arbeiteten wohl auch in den Gruben, wenn aber der Mann kaum so viel verdienen kann, um sich satt zu essen —"

Er brauchte nicht zu vollenden, Bertrand wußte, was Jener sagen wollte.

„Das soll anders werden," sprach er vor sich hin.

„Es wäre vielleicht noch nicht so schlimm geworden," fuhr der erste Sprecher wieder fort, „wenn nicht der wilde Grigorj gewesen wäre."

Zufällig sah Bertrand in diesem Augenblicke Suska an, die bei Nennung dieses Namens zusammenzuckte.

„Ja, der Grigorj," murmelten die Anderen und nickten.

„Was ist es mit diesem Menschen?"

„Der hat mit seinem wilden Haß die Anderen angesteckt. Die Weiber zuerst, die hat er mit seinen Reden ganz verzaubert. Ja, das Reden geht ihm vom Munde. Die Männer bekam er auch bald herum, denen lagen ja nun die Weiber in den Ohren; und wer kein Weib hatte, dem wurde in der Schänke der Kopf wirr gemacht."

„Und Recht hatte er in mancher Sache," warf ein Zweiter ein und sah herausfordernd auf Bertrand.

„Ein wüster Trunkenbold wahrscheinlich," bemerkte dieser, „der die Arbeit scheut."

„Nein, Herr; Grigorj trinkt nicht mehr, als wir Alle, und ein fleißiger Arbeiter ist er auch; er allein war im Stande, so viel Tags über zu schaffen, als von den Herren verlangt wurde. Kein Anderer brachte es zuwege, ihm konnten sie daher am Lohne nichts abziehen."

Bertrand schüttelte den Kopf; er begriff nicht, daß ein fleißiger Arbeiter zugleich auch ein Unruhestifter sein könne. „Das muß ein merkwürdiger Mensch sein," sagte er laut.

„Ja, vor Allem die Weiber schwören auf seine Worte, wie auf das Evangelium," gab einer der Männer zur Antwort.

Ein dumpfes Geräusch wurde vor dem Hause vernehmbar; die Männer sahen einander an, Suska fuhr zusammen, als durchzuckte sie ein elektrischer Schlag. Jetzt hörte man eine starke Stimme von wunderbar melodischem Klang, die das wirre Brausen übertönte.

„Grigorj," schrie Suska auf. „Grigorj," murmelten die Männer und ließen die Köpfe sinken.

10.

Furchtlos war Bertrand an das Fenster getreten und blickte hinab. Der freie Raum vor dem Hause war von einer Menge erfüllt, hagere Männer mit geschwärzten Gesichtern, Weiber mit wirrem Haar und in zerschlissenen Röcken, schmutzige Kinder, nur nothdürftig bekleidet; in der Mitte, den Haufen überragend, ein Mann, breitschulterig, mit langen baumelnden Armen, schlichtblondem Haar, das glatt bis in den Nacken fiel und sich hier aufringelte, mit breiter, aber niederer Stirne und einem kleinen Munde unter einer Stumpfnase. — „Grigorj," sagte sich Bertrand, als er den Menschen erblickte. Die Blicke Aller waren auf das Haus gerichtet, und Bertram fühlte ein Frösteln, als er in diese Hunderte von Augen sah, die auf ihn stierten, gleichgiltig die Einen, neugierig die Anderen, haßerfüllt die Meisten.

Der Mann unter ihnen sprach etwas, das Bertrand nicht verstand. „Was will er?" fragte er Suska, die hinter ihm stand und besorgt auf den Haufen niederblickte.

„Alle sollen hinabkommen, Alle. Grigorj will mit dem Herrn reden," erklärte das Mädchen.

„Ich werde hinabgehen," erwiederte entschlossen Bertrand. Unwillkürlich griff er nach dem Revolver, den er zu sich gesteckt hatte, und fühlte, ob die Sperre losgelöst sei. Suska hatte die Bewegung und die Waffe bemerkt.

„Herr, lassen Sie das zurück, oder geben Sie die Pistole mir," bat sie leise; „es würde schlimm werden, wenn man das bei Ihnen sähe."

Bertrand sah dem Mädchen prüfend in die Augen. „Ich werde die Waffe nicht gegen diese da unten gebrauchen; sie soll nur mich selber bewahren vor einem qualvollen Tode."

„Geben Sie es mir, Herr!" wiederholte sie dringend. „Wenn es sein muß, dann —" Ihr Blick ergänzte, was der Mund nicht aussprach. Bertrand gab ihr die Waffe, die Suska unter dem Brusttuche barg, dann stieg er die Treppe hinab und trat vor die Thür; ihm dicht zur Seite war das Mädchen, die Anderen drückten sich scheu nach. Ein Zuruf Bertrand's hatte auch die Freunde oben verständigt, daß sie herabkommen sollten, und nach einer kurzen Weile standen sie neben ihm.

Das murmelnde Geräusch war verstummt; eine feierliche Stille herrschte, als Bertrand laut und festen Tones die Worte sprach: „Hier bin ich, was wollt ihr? Einer soll für euch sprechen!"

Wieder erhob sich das Gemurmel; da fuhr die Hand Grigorj's in die Luft, und ruhig war es. Der hünenstarke Mann blieb auf seinem Platze stehen, vor ihm drängten sich Kinder und Weiber.

„Wozu seid Ihr gekommen, Herr," begann er in deutscher Sprache, „was bringt Ihr? Gutes oder Uebles?"

„Der Herr dieser Gruben hat mich gesendet, damit ich Frieden stifte. Von euch hängt es ab, ob ich als Freund kommen darf oder nicht; kehrt zu eurer Arbeit zurück, und ich will hören, was ihr zu klagen habt."

„Ei, Herr! Hat Euch das noch Niemand gesagt? Und wenn Ihr's gehört habt, was werdet Ihr dann thun?"

„Ich bin bereit, gerechten Beschwerden abzuhelfen und euer Loos zu verbessern; ich will selbst nachsehen, wo es fehlt."

„Wenn Ihr gekommen seid, Herr, uns zu helfen, warum habt Ihr dann heimlich versucht, unsere Brüder dort abwendig zu machen?" Er wies auf die Männer, die hinter Bertrand standen. „Warum riefet Ihr diese allein und nicht uns Alle?"

„Die Hexe dort hat's gethan!" rief ein Weib, welches die letzten Worte verstanden hatte, obwohl sie deutsch gesprochen waren. Der Ruf fand im Augenblick Widerhall. „Die Hexe!" schallte es gellend und kreischend aus der Menge, und eines der Weiber hob einen Stein auf, um ihn nach Suska zu schleudern. Grigorj faßte mit festem Griff den Arm der Rasenden und rief einige polnische Worte dem Haufen zu. Der Aufruhr legte sich.

Bertrand hielt es für gerathen, die letzte Frage des Riesen nicht direkt zu beantworten.

„Hier bin ich ja, um mit euch Allen zu reden. Sprich also Du für sie; was wollt ihr?"

„Herr, sieh' mein Volk an. Wird Deine Seele nicht krank bei dem Anblicke seines Elends?" Grigorj sprach dies in einem Tone, welcher erschüttern mußte; er glich in diesem Augenblicke wirklich einem jener Propheten, welche erfüllt von heiligem Eifer den Bedrückern ihres Volkes die herbe Wahrheit sagten.

Bertrand sah um sich und — zu spät kam die warnende Ueberlegung — unwillkürlich entfuhren ihm die Worte: „Ja, ich sehe ein Volk, das die Pest des Branntweins elend gemacht hat; die Einen sind noch trunken, und die Anderen lechzen darnach, wieder trunken zu werden."

Grigorj sah ihn an mit erstauntem Blick, nicht feindselig, wie es Bertram hätte erwarten müssen. „Herr, es ist eben ihr Unglück," sagte er leiser als vorhin, „daß sie trinken müssen, sonst könnten sie das Leben nicht ertragen."

Wenn auch Grigorj die bedenkliche Aeußerung Bertrand's unerwartet ruhig hingenommen hatte, wenn auch die große Mehrheit das deutsche Gespräch überhaupt nicht verstand, so waren doch einige darunter, welche den Sinn der Worte erfaßt, vor Allem aber die verächtliche Miene des Sprechers richtig gedeutet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsblumen.

(Mit Bild auf Seite 145.)

Wenn endlich nach dem langen Winter in Gärten und Wiesen, wie am Waldesrand die ersten Frühlingsblumen erscheinen, dann eröffnen die Schäfchen oder Kätzchen den Reigen. Seidelbast und Schneeglöckchen, Krokus und Küchenschelle, Anemone, Veilchen und Himmelsschlüssel folgen, während in den Gärten Hyazinthen und Narzissen, Kaiserkronen und Tulpen ihre Pracht entfalten. Einen vollen Strauß dieser lieblichen Frühlingsblumen, der geschmackvoll in einer großen Vase geordnet ist, hält die hübsche Gärtnerin auf dem ansprechenden Bilde von Elise Göbeler (siehe unseren Holzschnitt auf S. 145) in den Händen, und gar wohl paßt die Trägerin der Blumen zu diesen holden Kindern Flora's.

Cirque des Amats (Cevennen).

(Mit Bild auf Seite 148.)

In der großen südfranzösischen Gebirgskette der Cevennen befindet sich eine der merkwürdigsten Dolomitformationen Europas: die wunderbare „Felsenstadt" Montpellier-le-Vieux, etwa 12 oder 15 Kilometer östlich von dem Städtchen Millan. Diese von der Natur geschaffene und infolge der Auswaschung durch fließendes Wasser und Regen in Trümmer zerfallene Felsenstadt gleicht aus der Ferne der zerstörten Hauptstadt eines Volkes von Riesen. Die Hirten der Gegend verglichen diese, architektonische Formen zeigenden Felsen mit den Bauten in der Departementshauptstadt Montpellier, die für sie die Stadt aller Städte ist; daraus entstand ganz natürlich die Benennung Montpellier, der man im Hinblick auf den Zustand des Trümmerhaften noch die Bezeichnung le Vieux (das alte) beifügte. Alle Theile dieser Trümmerstadt führen natürlich besondere Namen. Ihren Mittelpunkt bildet die sogenannte Citadelle, während rings herum fünf große, von hohen Rändern umgebene Kessel liegen: die Cirques du Lac, des Amats (siehe unsere Ansicht auf S. 148), de la Citerne, des Rouquettes und de la Millière, deren Tiefe 80 bis 100 Meter beträgt.

Eudoxia als Gefangene des Vandalenkönigs Geiserich.

(Mit Bild auf Seite 149.)

Im März 455 n. Chr. wurde der weströmische Kaiser Valentinian III. nebst seinem Günstlinge Heraclius in Rom durch Schergen des Senators Maximus umgebracht. Maximus ließ sich dann zum Kaiser ausrufen und zwang Valentinian's Wittwe Eudoxia, ihn zu heirathen. Um Rache für diese Entwürdigung zu nehmen, wandte sich Eudoxia an den Vandalenkönig Geiserich (auch Genserich genannt) in Nordafrika, der längst einen Einbruch in Italien geplant hatte, und schon im Juni mit seiner Flotte und einem Vandalenheer an der Tibermündung landete und gegen Rom zog. Papst Leo I. erlangte zwar von ihm das Versprechen, die Stadt schonen zu wollen, aber Geiserich nahm es damit nicht allzu genau, und die Siebenhügelstadt wurde von seinen Schaaren vierzehn Tage lang ausgeplündert. Die Kaiserin Eudoxia selbst mit ihren zwei Töchtern nahm Geiserich für sich gefangen (siehe unser Bild auf S. 149). Sie mußte dem Vandalenkönige als Gefangene nach Afrika folgen und dort in seiner Hauptstadt Karthago leben. Ihre Töchter wurden an Mitglieder aus Geiserich's Familie verheirathet.

Das blaue Wunder.

Erzählung von **A. Berthold.**

(Nachdruck verboten.)

Es sind jetzt zwanzig Jahre her, als ich mich zu längerem Besuche bei meinem besten Freunde, einem Landpfarrer, befand, der ein beschauliches Dasein in einer Gegend unseres Vaterlandes führte, die in Mitteldeutschland liegt und sich durch verhältnißmäßigen Wohlstand auszeichnet.

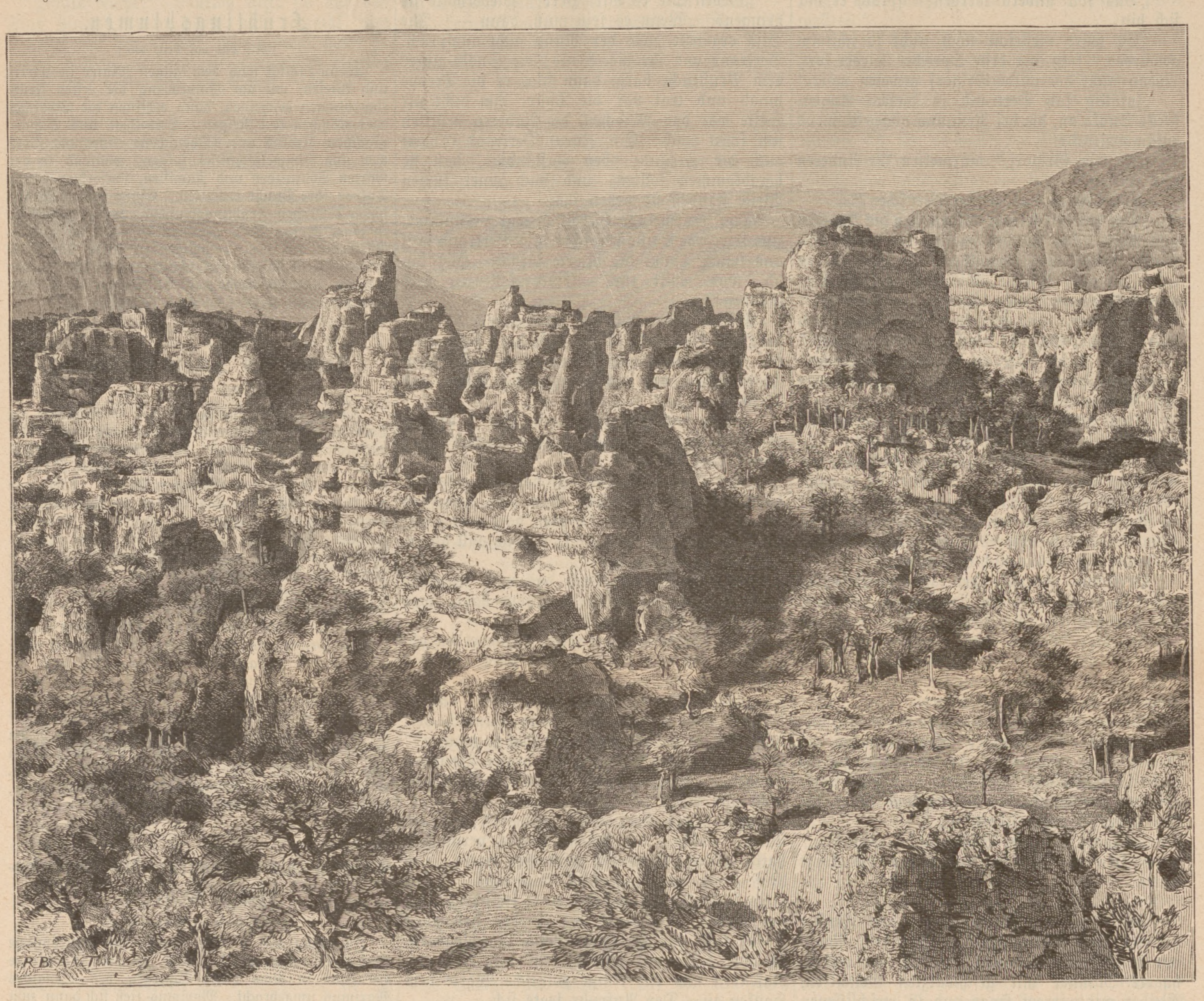
Der Pfarrsprengel meines Freundes bestand aus einer Anzahl von Weilern und Dörfern, die ziemlich weit von einander entfernt lagen. Die Pfarrei selbst lag im Kirchdorfe, in den anderen Weilern befanden sich nur Kapellen, in denen hin und wieder Gottesdienst gehalten wurde.

Es war eines Morgens im Hochsommer, ich nahm mit meinem Freunde das erste Frühstück ein, als die Wirtschafterin hereintrat und dem Pfarrer mittheilte, daß eine alte Frau aus dem Nachbardorfe Ehringen mit einem Briefe des Schullehrers dagewesen sei, und daß sie von einem Wunder erzählt habe, das sich dort begeben haben sollte.

Mein Freund erbrach den Brief des Lehrers und schüttelte den Kopf. „Lies einmal selbst," sagte er. „Welch' sonderbare Geschichte!"

Der Brief des Lehrers schien in ziemlicher Aufregung geschrieben worden zu sein. Der Schreiber bat darin den Pfarrer, so schleunig als möglich nach Ehringen zu kommen, da unter der Bewohnerschaft eine furchtbare Aufregung herrsche. Es habe sich eine wunderbare Erscheinung auf einem Felde in der Nähe des Dorfes gezeigt, und der Besitzer dieses Feldes sei vor Schrecken erkrankt. Es sei dringend nothwendig, daß der Pfarrer komme und die Leute beruhige oder aufkläre.

Mein Freund nahm das Schreiben wieder und sagte: „Es muß schlimm sein, wenn die sonst so ruhigen Bewohner von Ehringen in



Cirque des Amats (Cevennen). [S. 147]

Aufregung gerathen. Wir wollen doch gleich hinaus." Er befahl dann anzuspannen, und unmittelbar nach dem Frühstück setzten wir uns auf den Wagen und fuhren nach Ehringen.

Als wir uns dem Orte näherten, welcher anmuthig zwischen dichten Baumgruppen hervorsah, bemerkte ich auf einem Felde eine große Ansammlung von Menschen, die um so auffallender war, als die Ernte noch nicht bevorstand, und die Leute um diese Zeit an Wochentagen sonst auf dem Dorfe ihrer Arbeit nachgehen.

Als die Leute den Wagen des Pfarrers bemerkten, geriethen sie in Bewegung; es näherten sich aufgeregte Männer und Frauen und baten den Pfarrer und mich, auf den nächsten Hügel zu steigen, um das Wunder zu sehen.

Zu unseren Füßen erblickten wir bald darauf ein Stück Feld, das einen sehr schlechten Wuchs von Hafer zeigte und auffallend von den anderen, die rechts und links daneben lagen und gut bestanden waren, abstach. Dieser schlechte Fruchtstand war aber nicht allein auffallend, wir wurden vielmehr darauf aufmerksam gemacht, daß auf dem Felde mit riesengroßen Buchstaben von Kornblumen, die zwischen dem Hafer wuchsen, ein Wort stand, welches man bei einiger Aufmerksamkeit deutlich lesen konnte, und welches „Geizhals" hieß.

„Wem gehört der Acker?" fragte der Pfarrer; und einer der anwesenden Bauern antwortete: „Herr Pfarrer, das ist ja gerade das Schlimme; er gehört Flöter. Das Wunder ist eine Strafe Gottes. Flöter ist vor Schreck krank geworden. Aber Sie wissen ja, Herr Pfarrer, daß er diese Strafe verdient hat. Oft genug haben Sie ihn ja vermahnt wegen seines Geizes. Wenn nur nicht großes Unglück über das ganze Dorf und unser Aller Felder kommt!"

„Beruhigt euch nur!" sagte der Pfarrer. „Gottes Wege sind unerforschlich, aber er straft nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen zusammen; auch greift der Himmel nicht zu solch' außergewöhnlichen und kindischen Mitteln. Die Sache hier will wohl überlegt werden."

Dann wandte er sich zu den versammelten Männern und Frauen und forderte sie in freund-



Eudoxia als Gefangene des Vandalenkönigs Geiserich. (S. 147)

licher, aber eindringlicher Rede auf, an ihre Arbeit zu gehen und sich vorläufig weder gute, noch schlimme Gedanken über die auffallende Erscheinung zu machen. Er, als ihr Seelsorger, fühle sich veranlaßt, Aufklärung zu verschaffen, und er hoffe, es werde ihm dies gelingen.

Die Gemeindemitglieder entfernten sich langsam, wenn sie auch gewissermaßen von der Rede des Pfarrers überrascht waren. Sie schienen anzunehmen, daß er die Erscheinung als ein außerordentliches Wunder und ein Strafgericht Gottes erklären würde, und fühlten sich enttäuscht, daß er so kühl über die Sache dachte.

Der Pfarrer aber bestieg mit mir wieder den Wagen und befahl dem Kutscher, nach der Wohnung des Bauern Flöter zu fahren, dem der Acker gehörte. Auf der Fahrt sagte mir mein Freund leise: „Es handelt sich hier um eine sonderbare Erscheinung, wie Du siehst; fast möchte ich aber annehmen, hier seiest Du als Jurist besser am Platze, wie ich als Geistlicher. Ich will Dich rasch über die Persönlichkeit des Flöter aufklären. Der Mann ist einer der reichsten Bauern des Ortes, aber in den Klauen des Geizteufels. Der Geiz scheint bei diesem Manne fast eine Krankheit zu sein, unter der er selbst, seine Familienangehörigen und sogar sein Anwesen leiden. Du hast gesehen, wie schlecht der Fruchtstand auf dem Felde ist; das kommt lediglich daher, weil er zu knauserig ist, um zu düngen. Er selbst lebt trotz seiner Batzen mit seiner Frau und Tochter erbärmlicher als der ärmste Taglöhner. Seine Angehörigen peinigt er in unerträglicher Weise durch seinen Geiz. Jeden Schuh, jedes Stück Kleidung, das sie brauchen, müssen sie ihm durch wochenlanges Bitten und Weinen abpressen; jeder Pfennig, den er ausgeben soll, verursacht ihm Qual, und Alles, was gegen diesen schmutzigen Geiz versucht worden ist, hat sich als unzulänglich erwiesen. Ich habe Flöter wiederholt in's Gewissen geredet, er hat mir auch versprochen, sich zu bessern, natürlich aber sein Wort nicht gehalten. Seine Mitbewohner haben sich jahrelang wegen seines Geizes die unangenehmsten Scherze mit ihm erlaubt, sie haben ihn um weniger Pfennige willen, die er verdienen konnte, zum Narren des ganzen Dorfes und der Umgegend gemacht: es hat Alles nicht geholfen, und schließlich hat es Flöter so weit gebracht, daß alle Dorfinsassen ihn nicht mehr als vollgiltig betrachten; ein Theil derselben verachtet ihn geradezu, während der andere ihn für verrückt hält. Leider wird es auch unter den Leuten eine Anzahl geben, die glauben, Flöter sei vom Teufel besessen oder verhext. Du kannst Dir nun denken, welchen Eindruck dieses ‚blaue Wunder‘ auf das Herz dieses Mannes gemacht hat, und ich bin selbst ganz erstaunt. Was soll man von der Sache denken? Wie, Du lächelst?"

„Ja," entgegnete ich, „ich muß wohl lächeln, lieber Freund. Der Jurist regt sich in mir. Ich bin noch ruhiger bei der Betrachtung dieses ‚blauen Wunders‘ gewesen, als Du, und habe etwas bemerkt, was Dir wahrscheinlich entgangen ist: das Wunder ist höchst unorthographisch. Das Wort ‚Geitzhals‘, das durch die Kornblumen gebildet wird, enthält nämlich in dem Worte ‚Geiz‘ ein ganz überflüssiges t, und dieser Umstand scheint mir so interessant, daß ich mich, wenn Du nichts dagegen hast, um die Enthüllung dieses Wunders bemühen werde."

„Thue das," sagte mein Freund. „Was Du mir da sagst, habe ich nicht bemerkt, aber auch mir scheint es sich hier um einen Racheakt oder einen sogenannten schlechten Witz zu handeln. Doch da ist das Haus des alten Flöter. Erwarte mich beim Lehrer, ich will an das Krankenbett des Mannes, um einmal mit ihm zu reden." —

Der Lehrer des Ortes hatte soeben den Vormittagsunterricht in der Schule geschlossen und stellte sich ganz zu meiner Verfügung. Es war ein alter, würdiger Herr, der sein ganzes Leben in Ehringen zugebracht hatte.

Er machte mich auf das Eingehendste mit den Verhältnissen bekannt und ich erfuhr von ihm ebenfalls, daß Flöter im ganzen Dorfe wegen seines schmutzigen Geizes verhaßt sei. Dieser Haß habe sich besonders gezeigt, seitdem Flöter sogar dem Lebensglück seiner Tochter aus reinem Geiz im Wege stände.

Der Feldnachbar Flöter's war der Bauer Grubert, ein auch nicht unvermögender Mann, der aber eine Anzahl von Kindern hatte, so daß das Vermögen in viele Theile ging, und nach Landesgebrauch der Hof dem ältesten Sohne zufiel.

Der zweite Sohn Grubert's hieß Fritz und war im ganzen Dorfe wohlgelitten. Er hatte bei den Ulanen gedient, war ein strammer, hübscher Bursche, und hatte von Jugend auf eine Zuneigung zu Katharine Flöter, der einzigen Tochter Flöter's, gehabt, welche von dieser erwiedert wurde; man war lange gewöhnt, sie als heimlich verlobtes Paar zu betrachten, und Katharine hatte so viel Freundschaft im Dorfe, daß man ihr den schmucken Fritz wohl gönnte. Wußte man doch, daß sie Zeit ihres Lebens bei dem geizigen Vater keine gute Stunde gehabt hatte. Mußten doch wirklich Frau und Tochter manchmal hungern und dabei selbst die schwersten Arbeiten verrichten, ohne je sich eine Erholung gönnen zu dürfen.

Als Fritz Grubert vom Militär entlassen wurde, war Katharine schon über zwanzig Jahre alt, und nach Landessitte war es längst Zeit für sie, zu heirathen. Fritz zögerte denn auch nicht, um das geliebte Mädchen anzuhalten. Wie üblich, machte er jedoch nicht selbst bei Flöter seinen Antrag, sondern sein Vater warb um ihn. Der alte Flöter nahm die Werbung an, fragte aber, wovon Fritz, als zweiter Sohn und daher ohne Vermögen, seine Tochter ernähren wolle. Und als Grubert ihm erstaunt entgegnete, ob er seiner Tochter denn nicht den Hof übergeben wolle, wenn sie heirathe, fuhr Flöter wüthend auf und erklärte Grubert und dessen Sohn für Spekulanten und Diebe, die ihm seinen Hof abnehmen wollten, schwor, nie einen Pfennig für einen Schwiegersohn auszugeben, und es kam zu solchem Zanke, daß die beiden alten Männer sich beinahe prügelten, und Grubert zornentbrannt vom Hofe rannte. Nur der Vermittelung des Lehrers war es zu danken, daß zwischen ihnen nicht noch ein Prozeß wegen Beleidigung und Hausfriedensbruch entstand. Aber mit der Freundschaft war es natürlich endgiltig aus.

Fritz Grubert durfte den Hof Flöter's nicht mehr betreten, Flöter sperrte seine Tochter ein und behandelte sie noch schlechter als bisher. Der abgewiesene Freier aber ging in das benachbarte Dorf Braune, um dort eine Anstellung auf der Domäne zu suchen, die er auch bald fand, da er ein fleißiger und tüchtiger Arbeiter war.

Das Alles hatte vor einigen Wochen sich zugetragen, und vor zwei Tagen war die Kornblumenschrift auf dem Acker Flöter's entdeckt worden.

„Nun, was halten Sie von der Sache?" fragte ich den alten Lehrer.

Dieser zuckte die Achseln und erklärte: „Ich weiß nicht recht, was man dazu sagen soll. Um ein Wunder handelt es sich ja wohl nicht, viel eher um einen schlimmen Streich, der dem geizigen Flöter gespielt worden ist. Und wahrscheinlich empfindet der Mann, der die Sache angestiftet hat, jetzt ein unbändiges Vergnügen über die Angst des Geizhalses."

„Und haben Sie keinen Verdacht?" fragte ich den Lehrer.

„Wie könnt' ich einen solchen aussprechen? Der Schuldige wird so leicht nicht zu entdecken sein; es gibt Niemand im Dorfe und in der Nachbarschaft, der eigentlich ein Freund Flöter's wäre, und jedem Einzelnen ist es zuzutrauen, daß er ihm diesen Streich gespielt hat."

Es klopfte an die Thür, und bald darauf trat ein Mädchen am Anfang der zwanziger Jahre herein, welches trotz seiner ärmlichen Kleidung und seines verhärmten Aeußeren doch einen höchst angenehmen Eindruck auf mich machte. Sie knixte an der Thür verlegen und trat erst näher, als der Lehrer sie ansprach.

„Das ist Katharine Flöter," sagte er. „Sie war einst meine Schülerin, und ein fleißiges, liebes Kind."

Das Mädchen erröthete. In ihre Augen traten Thränen, als der Lehrer sich ihr näherte und sie freundlich auf die Wangen klopfte.

„Was führt Dich zu mir, Katharine? Brauchst Du meinen Rath zu irgend etwas?"

Katharine schüttelte den Kopf und sagte: „Der Herr, welcher mit dem Herrn Pfarrer gekommen ist, möchte zu uns herüber kommen. Der Herr Pfarrer läßt darum bitten. Mein Vater will sein Testament machen."

Das Mädchen brach bei diesen Worten in Thränen aus, und es war rührend zu sehen, wie die Kindesliebe in ihrem Herzen selbst durch die harte Behandlung des geizigen Vaters nicht unterdrückt war.

Ich näherte mich ihr und suchte sie zu beruhigen. „Nur keine Angst!" sagte ich. „Ich komme gleich mit. Sein Testament machen heißt noch lange nicht sterben."

Sie trocknete ihre Thränen und ging mit mir dem Gehöft ihres Vaters zu.

„Ist der Vater sehr krank?" fragte ich.

„Ach nein," entgegnete Katharine, „krank wohl nicht, aber furchtbar aufgeregt; er weiß sich vor Angst nicht mehr zu fassen. Der Herr Pfarrer hat ihn zu beruhigen gesucht, aber der Vater sagt, sein Gewissen lasse ihm keine Ruhe."

Ich stand bald darauf am Bette des Kranken. Flöter saß aufrecht im Bett, weil ihn die große Unruhe nicht liegen ließ. Der alte Mann mit seiner hageren Gestalt, seinem mageren Gesicht, das wettergebräunt und von Falten durchfurcht war, machte den Eindruck eines echten Geizhalses, wie man ihn sonst nur in Karikaturen abgebildet sieht.

Als ich eintrat, wischte er sich die Thränen aus den Augen und sagte, zu dem Pfarrer gewendet: „Und Sie meinen nicht, Herr Pfarrer, daß es gut ist, wenn ich den Acker, auf dem das Wunder geschehen ist, den Armen schenke?"

„Ich habe Euch schon mehrfach gesagt," erklärte der Pfarrer, „daß es sich hier nicht um ein Wunder handelt, und daß, selbst wenn es so wäre, Gott sich doch nichts abdingen läßt. Das Geschenk, das Ihr da machen wollt, ist deshalb unnütz. Dann weiß ich auch wirklich nicht, ob die Armen von dem elenden Acker, auf dem kaum ein paar Halme stehen, irgend welchen Vortheil haben, und es scheint mir, Flöter, daß Ihr dieses Geschenk nur anbietet, weil Ihr selbst wißt, wie wenig es werth ist. Ich habe Euer Gewissen rege zu machen versucht, ich habe Euch gesagt, was für ein schwerer Vorwurf auf Euch lastet, und wie wenig man von Euch im ganzen Dorfe hält, wie Ihr geradezu verachtet seid wegen Eures Geizes, wie man Euch mit Vergnügen jeden Schabernack spielt, weil Jedermann fühlt, daß Ihr Unrecht thut und Euch an Gott und den Menschen versündigt; thut nun, was Euch Euer Gewissen eingibt."

— — — — — — — — — — — —

Etwa anderthalb Stunden später verließ ich mit meinem Freunde das Dorf Ehringen. Ich hatte ein gutes Stück Arbeit hinter mir, nämlich ein Protokoll aufgenommen, laut welchem

der Bauer Flöter erklärte, aus freien Stücken, bei voller Besinnung seine Einwilligung zu geben, daß seine Tochter den Fritz Grubert heirathe; daß er ferner aus freien Stücken und in Uebereinstimmung mit seiner Frau sich entschließe, dem Schwiegersohne das Gut zu verschreiben und sich nur das Leibgedinge vorbehalte, laut welchem der Schwiegersohn und die Tochter verpflichtet seien, ihm und seiner Frau Wohnung und reichliche Verpflegung auf dem Gute bis zum Tode zu geben. Flöter erklärte sich außerdem bereit, von seinem Barvermögen einen kleinen Theil dem Schwiegersohne und seiner Tochter zu geben; das Uebrige behalte er, bis es nach seinem und seiner Frau Tode ebenfalls an die Kinder falle.

Der alte Grubert war gerufen worden und hatte sich mit Flöter versöhnt. Fritz sollte sofort benachrichtigt werden, und Flöter hatte erklärt, er wünsche Alles wieder gut zu machen, was er verschuldet habe.

Das Protokoll war darauf von ihm, sowie von Zeugen, als welche der Pfarrer, der Lehrer, Grubert und ich dienten, unterschrieben worden. Mutter und Tochter dankten Flöter unter Thränen für seine Güte, und der alte Geizhals schien ganz gerührt. Mein Freund, der Pfarrer, nahm Veranlassung, dem so veränderten Manne noch einmal in's Gewissen zu reden, dann traf ich Anstalten, das Protokoll dem nächsten Gericht einzureichen, wo dasselbe durch Eintragung in die Akten und durch Abstempelung eine unantastbare Sicherheit für das junge Paar erhalten sollte.

Als Alles solchermaßen geordnet war, begab ich mich, wie bereits erwähnt, mit dem Pfarrer wieder von Ehringen fort. In der Nähe des bewußten Ackers bat ich, einen Augenblick anzuhalten, erstieg noch einmal den Hügel und sah mir auf das Genaueste die „Handschrift“ des aus Kornblumen gebildeten Worten „Geitzhals“ an. In mir regte sich der Kriminalist.

Ganz abgesehen davon, daß das Wort „Geitzhals“ gegen die Rechtschreibung mit einem tz geschrieben war, kamen in demselben zwei Buchstaben vor, welche bei Handschriftenvergleichungen sehr bezeichnend sind, wenn es sich, wie hier, um lateinische Schrift handelt; es sind dies das große G und das kleine z. Das große G kann man bekanntlich auf zweierlei Art schreiben: entweder über der Linie, oder mit einer langen Schleife unter der Linie. Das z kann man ebenfalls auf solche verschiedene Weise machen. Das deutsche z und das lateinische z haben eine gewisse Aehnlichkeit, wenn man letzteres mit einer Schleife unter der Linie schreibt. Aber trotz dieser Aehnlichkeit ist doch ein Unterschied vorhanden, und dieser Unterschied war hier so stark, daß ich sofort bemerkte, daß hinter dem überflüssigen t in dem Worte „Geitzhals“ das lateinische z fehlte und an dessen Stelle ein deutsches z gesetzt worden war. Das G hatte ebenfalls eine ganz charakteristische Form, und so besaß ich zwei Anhaltspunkte, die mir vielleicht zur Entdeckung des Thäters nützlich sein konnten.

Ich bestieg wieder den Wagen, und wir fuhren nach dem Pfarrhause zurück. Mein Freund, der Pfarrer, war nachdenklich und sagte: „Ich kann mit mir selbst nicht einig werden. Auf der einen Seite freue ich mich über die Wandlung, die in Flöter's Innerem vorgegangen ist; ich freue mich auch darüber, daß eine ganze Anzahl von Menschen dadurch glücklich geworden ist. Dann aber ärgere ich mich doch über die etwas boshafte Art und Weise, wie man dem Manne eine Kränkung bereitet hat.“

„Beruhige Dich nur,“ entgegnete ich dem Freunde, „die Sache ist nicht so schlimm, wie Du glaubst. Eines aber möchtest Du wohl gern wissen, nämlich, wer der Veranstalter des ‚blauen Wunders‘ ist.“

„Selbstverständlich,“ erklärte der Pfarrer erregt.

„Gut, Du sollst nicht umsonst schon vier Wochen lang in Deinem Hause einen Rechtsgelehrten und Kreisrichter gefüttert haben. Innerhalb drei Tagen werde ich Dir den Thäter vorführen, und er soll Dir das Geständniß seines erschrecklichen Verbrechens ablegen.“

„Nach drei Tagen?“ sagte erstaunt der Pfarrer. „Du hast also jetzt schon einen Verdacht?“

„Nicht Verdacht,“ sagte ich, „sondern beinahe Gewißheit. Und damit Du jetzt nicht noch weitere Fragen stellst, will ich Dir mittheilen, daß ich den Thäter durch seine — Handschrift entdecken werde. So komisch es klingen mag, in dem Riesenworte ‚Geitzhals‘ liegen bestimmte Züge einer Handschrift, die mir nicht entgangen sind.“

Ich will nicht als ein übermäßig kluger Mensch erscheinen, und gestehe daher, daß der Zufall mir zu Hilfe gekommen war; ihm und meiner einigermaßen geschärften Beobachtungsgabe verdanke ich es, daß ich meinen Verdacht sofort auf eine bestimmte Person lenken konnte.

Mein Freund schien verwundert, daß ich während der nächsten Tage keine heimlichen Entdeckungsreisen nach dem Thäter unternahm, daß ich vielmehr ruhig im Pfarrhofe blieb. Am Vorabend des letzten Tages scherzte er und sagte: „Ich fange an, zu glauben, daß Du ein Hexenmeister bist und durch irgend welche Künste den Thäter hierher bannen und zaubern wirst.“

„Schon möglich!“ erklärte ich. „Aber mein Versprechen gilt bis morgen Mittag um zwölf Uhr. Dann erst sind die drei Tage vorüber, und morgen Mittag sollst Du das Geständniß des Thäters hören. — Sage einmal,“ fragte ich nach einiger Zeit wieder, „morgen kommt doch die Frau Flöter; Du hattest sie doch herbestellt?“

„Gewiß,“ entgegnete der Pfarrer. „Sie will mir Nachricht bringen, ob die Genehmigung der Gutsübertragung vom Gericht eingegangen ist. Dann will sie mit mir wegen des Aufgebotes und der Hochzeit sprechen. Nebenbei bemerkt, habe ich heute schon erfahren, daß es dem alten Flöter besser geht; er soll gesagt haben, jetzt habe er sein Gewissen erleichtert, und nun könne ihm nichts mehr geschehen.“

„Es wird vielleicht,“ erklärte ich, „gut sein, wenn Frau Flöter morgen dabei ist, wenn der Thäter sein Geständniß ablegt.“

„Das wäre allerdings von Wichtigkeit,“ stimmte der Pfarrer zu. „Gute Nacht, Du Zauberkünstler!“

* * *

Am nächsten Tage fuhr ein Wagen auf den Pfarrhof, von dessen Bock ein gewandter junger Bursche sprang, um Frau Flöter herabzuhelfen. Der kutschirende junge Mann kam mit herein und stellte sich als Fritz Grubert und glücklicher Bräutigam vor. Er sprach dem Pfarrer und auch mir seinen wärmsten Dank aus und begab sich dann wieder hinaus, um die Pferde zu besorgen.

Frau Flöter erzählte unter Freudenthränen, daß nun endlich wieder Glück und Frieden in ihr Haus eingekehrt seien. Ihr Mann sei ganz verändert, er sei ruhig und nicht mehr so übellaunisch wie früher. Die Tochter, welche mehr und mehr körperlich und geistig heruntergekommen sei, blühe wieder auf, und sie, die Frau selbst, die so lange unter dem Zwange ihres Mannes gestanden habe, würde jetzt auf dem Altentheil ein freieres Leben führen können, zumal sie mit ihrem Schwiegersohn und ihrer Tochter sehr gut stände. Das Gericht habe bereits die Gutsübertragung genehmigt, und die Hochzeit solle nun in aller Schnelligkeit stattfinden, „damit,“ setzte Frau Flöter unter Thränen lächelnd hinzu, „mein Alter sich nicht noch einmal besinnt.“

Sie besprach dann mit dem Pfarrer das Aufgebot und die Hochzeitsfeierlichkeit in der Kirche; dann wendete sich der Pfarrer zu mir und sagte mit ironischem Lächeln: „Nun bist Du daran, lieber Freund und Zauberkünstler!“

Ich wendete mich an Frau Flöter. „Nachdem nun Alles in Ordnung gebracht ist, liebe Frau Flöter,“ erklärte ich, „haben Sie doch die Freundlichkeit, uns zu erzählen, wie Sie auf den Gedanken gekommen sind, diesen Scherz mit dem Kornblumenwort in's Werk zu setzen. Die Idee hat außerordentlich gewirkt, Sie müssen aber doch schon vorher überzeugt gewesen sein, daß Sie damit auch etwas erreichen würden.“

Frau Flöter sah mich erschreckt, und der Pfarrer mich sehr erstaunt an.

„Sie brauchen nicht zu erschrecken,“ sagte ich, zu Frau Flöter gewendet, „ich beabsichtige nicht, die Sache zu verrathen. Aber dem Herrn Pfarrer und mir können Sie schon gestehen, wie Sie die Sache angestellt haben. Ich weiß nämlich genau, daß Sie selbst mit eigener Hand die Furchen gezogen haben, aus denen das Wort ‚Geitzhals‘ entstand, ich weiß, daß Sie selbst den Kornblumensamen in diese Furchen gestreut haben, mit einem Wort, daß Sie die Anstifterin der ganzen Sache sind. Sie sind eine zu verständige Frau, um zu leugnen, zumal Ihr Geständniß Ihnen nichts schadet, denn ich werde schweigen, und für meinen Freund, den so erstaunt aussehenden Herrn Pfarrer, übernehme ich auch jede Bürgschaft.“

Frau Flöter besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Ich weiß nicht, Herr, wie Sie dazu gekommen sind, Alles zu erfahren, und ich muß sagen, es fällt mir vor unserem Herrn Pfarrer schwer, das Geständniß abzulegen; aber ich habe in der That das Wort ‚Geitzhals‘ geschrieben und mit Kornblumensamen besäet. Es mag ein Unrecht sein, und ich will recht gern den lieben Gott bitten, daß er es mir verzeiht; aber ich habe mit diesem kleinen Unrecht nur ein großes Unrecht abwenden wollen, das mein geiziger Mann an sich selbst, an seiner armen Tochter, an Fritz Grubert und an mir beging. Ich habe jahrelang den fürchterlichen Geiz meines Mannes und die Folgen desselben ruhig ertragen; als ich aber sah, daß das Glück meines Kindes und des armen Fritz Grubert, der ein sehr guter Junge ist, auf dem Spiele stand, da sind mir manchmal recht, recht böse Gedanken gegen den Mann gekommen, der so herzlos war, der nichts mehr kannte, als die Liebe zu seinem Gelde. Gott wird mir die bösen Gedanken verzeihen, denn ich muß offen gestehen, daß ich manchmal gewünscht habe, mein Mann stürbe, weil dann Alles anders geworden wäre. — In jener Zeit kamen einmal herumstreifende Zigeuner auf unseren Hof. Ich bin nicht abergläubisch, wie sonst die Frauen meistens, mein Mann aber ist es in hohem Grade. Er ließ sich von einer der Zigeunerinnen aus den Karten wahrsagen, und diese theilte ihm mit, es stünde ihm etwas ganz Außerordentliches bevor; und wenn etwas geschehen sollte, was ihn und andere Leute in Erstaunen versetze, dann solle er sich wohl besinnen und nicht vergessen, was seine Pflicht sei, besonders solle er aller Derer gedenken, denen er Unrecht gethan habe, und auch der Armen, sonst würde es ihm schlimm ergehen. — Natürlich war der Zigeunerin die Hauptsache die Erinnerung an die Armen, an sich selber vor Allem, und sie hatte die Sache nur erzählt, damit sie uns dann ordentlich anbetteln könne. Mein Mann indessen glaubte steif und fest an die Worte der Wahrsagerin, beschenkte

sie reichlich und kam mir den Tag über nachdenklich vor. In mir aber kam ein Gedanke auf, den ich schon am nächsten Tage zur Ausführung brachte. Mein Mann besäete den Schlag mit Hafer, und in der Dunkelstunde ging ich hinaus auf das Feld, zog mit einem Stück Holz die Buchstaben des Wortes ‚Geitzhals‘ und that selbst den Kornblumensamen hinein. Was daraus geworden ist, wissen Sie ja. Ich habe meinen Zweck erreicht. Das Unrecht, das ich damit begangen habe, kann ich schon auf mein Gewissen nehmen, denn, wie Sie sehen, sind wir Alle glücklich dadurch geworden.“

„Aber, liebe Frau Flöter —“ begann mein Freund in gedehntem Tone. Doch die Bäuerin fiel ihm in's Wort.

„Ja, Herr Pfarrer, ich merke es Ihnen an, Sie wollen von mir verlangen, ich soll meinem Manne Alles gestehen und ihn um Verzeihung bitten; aber das geht jetzt nicht. Wenn er die Wahrheit erfährt, nimmt er Alles wieder zurück. Ich will Ihnen aber versprechen, ihm nach der Hochzeit reinen Wein einzuschenken und ihm Abbitte zu leisten.“

* * *

Der Leser wird jedenfalls ebenso wenig wie mein Freund errathen haben, wie ich der Mitwisser des Geheimnisses geworden war. Ja, wenn der große Kriminalist „Zufall“ nicht wäre, wir kleinen Kriminalisten könnten in der Welt nichts machen. Auch mir war der Zufall zu Hilfe gekommen.

Als ich das Protokoll am Krankenbette Flöter's aufnahm, in welchem die Uebertragung des Gutes auf die Tochter und auf den zukünftigen Schwiegersohn ausgesprochen wurde, mußte ich natürlich nach juristischem Brauch auch die genauen Daten der Geburt, des Geburtsortes und so weiter von Flöter, seiner Frau und seiner Tochter eintragen. Als ich mich nach diesen Daten erkundigte, brachte mir Frau Flöter die Familienbibel, auf deren letzten, angehefteten Seiten, wie auf dem Lande noch vielfach üblich, kurze Angaben über Geburts- und Todestag aller nahen und fernen Familienmitglieder verzeichnet standen.

Ich las flüchtig das Verzeichniß durch, und Niemand bemerkte, daß ich stutzte, dann fragte ich plötzlich Frau Flöter: „Wer hat diese Eintragungen in die Bibel gemacht?“

„Ich selbst,“ entgegnete sie mir; „mein Mann kommt mit der Feder nicht so gut fort.“

Was hatte ich gefunden? An einer Stelle stand: „Marie Flöter, gestorben am 10. Januar in Greitz.“ — Der Name des Ortes Greiz wird bekanntlich ohne tz geschrieben, Frau Flöter hatte ihn indeß mit einem tz geschrieben. Sie hatte also eine besondere Vorliebe, anstatt des z ein tz zu schreiben. Das z hinter dem t war wiederum kein lateinisches, sondern ein deutsches, und das G in dem Worte ‚Greitz‘ genau dasselbe, wie auf dem Felde draußen.

In diesem Augenblicke kam mir der Verdacht, daß Frau Flöter selbst die Thäterin sei, und nachdem ich noch einen Tag überlegt hatte, fand ich so viele Gründe dafür, daß ich es wagen durfte, ihr die That auf den Kopf zu behaupten, und wie man sieht, hatte ich mich nicht geirrt.

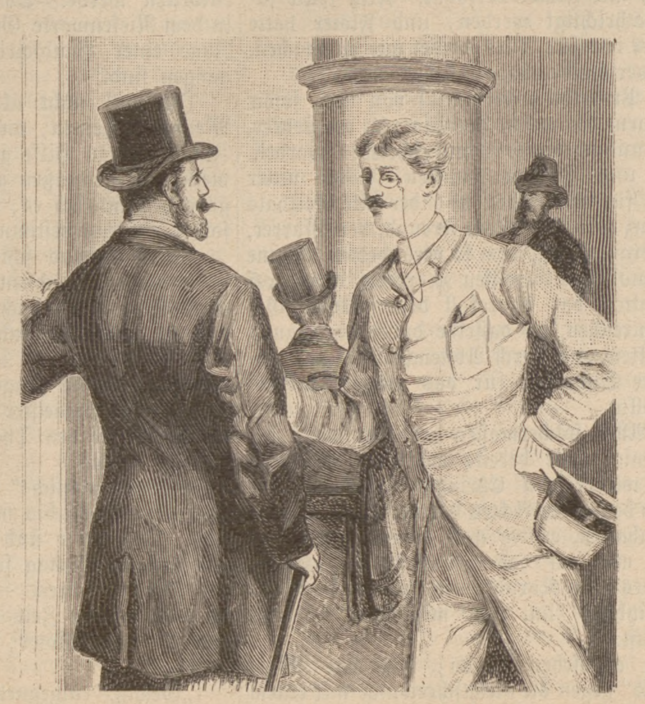
Humoristisches.



Einverstanden.

Frau: Höre, Mann — hier oben ist es aber wirklich wundervoll, göttlich! — Hier möchte ich immer bleiben!

Mann: Dagegen hätte ich gar nichts einzuwenden!



Ein Zauberer

Kommen Sie, lassen Sie uns gehen! Da kommt ein Mann, vor dem ich ein geheimes Grausen empfinde. Der gab letzten Sonntag im „Tivoli“ Zaubervorstellungen; denken Sie sich nur: der ließ einen Menschen spurlos verschwinden, und wir sahen ihn nicht wieder.

— Pah, das kann ich auch! Leihen Sie mir nur 'mal zwanzig Mark, und ich garantire: Sie sehen mich auch niemals wieder!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 18:
Der Alten Rath ist der Jungen Stab.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9 ein Frauenname.
2. 1. 8. 9. 7 eine Auszeichnung.
3. 2. 7. 8. 9 ein chirurgisches Instrument.
4. 7. 8. 1. 9. 4. 3 ein männlicher Vorname.
5. 4. 1. 2. 7. 9 eine Südfrucht.
6. 1 4. 7. 6. 3 ein großer Planet.
7. 2. 1. 8. 3. 9. 9 ein europäisches Meer.
8. 1. 9. 3. 8. 9. 7 eine deutsche Hauptstadt.
9. 8. 6. 4. 1. 8 ein männlicher Vorname.

Auflösung folgt in Nr. 20. [C. Leo.]

Homonym.

Ob trotz Kritik und strenger Richter
Heiß wünschet fast ein jeder Dichter,
Daß es dem, was er kühn und frei
Gedichtet hat, beschieden sei,
Wird es doch oft vom Volk verfluchet,
Sobald es grausam der versuchet,
Dem über Leut' und über Land
Die höchste Macht ward zugewandt.

Auflösung folgt in Nr. 20. [A. Heinrich.]

Auflösungen von Nr. 18:
des Räthsels: Räthsel;
des Theilungs-Räthsels: Taucherglocke.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.